

Angelika Meier „Feierabend eines Fauns“

Will nichts, kann alles

Von Maximilian Mengeringhaus

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 10.04.2026

Von der Aphorismensammlung übers Krankheitsjournal hin zum Lektüretagebuch: Angelika Meiers „Feierabend eines Fauns“ ist ein Reigen der literarischen Formen, der in zahlreichen miteinander verschachtelten Geschichten von der Suche nach einem Platz in der chaotischsten aller Welten erzählt – geistreich, gewitzt und stilistisch brillant.

In unserer wankelmütigen Gegenwart ist eines so sicher wie das Amen in der Kirche: Wann immer eine Buchmesse eröffnet oder ein Literaturpreis verliehen wird, tritt ein kulturpolitischer Würdenträger ans Mikro und beschwört mit großer Geste die „Kraft der Literatur“. Und es erklingen die immergleichen Sonntagspredigten von der Resilienz des geschriebenen Wortes, ihrem Hoffnungsschimmer in finsternen Zeiten. Während die Zeiten sich mit jeder weiteren Preisverleihung zunehmend verdüstern, darf man schonmal rückfragen: Warum eigentlich soll ausgerechnet das schwächste Pflänzchen die schwerste Last schultern? Als habe die Literatur nicht genügend eigene Probleme; den schwindenden Absatz, den grassierenden gesellschaftlichen Bedeutungsverlust. Muss man ausgerechnet ihr noch aufbürden, die Welt zu retten? Angelika Meier zumindest meint: nein! In ihrem neusten Geniestreich „Feierabend eines Fauns“ erteilt sie dem Sendungsbewusstsein eine klare Absage und pocht – inspiriert durch einen Ausspruch Georg Büchners – auf die gute alte Kunstautonomie:

„Alles, was ist, ist um seiner selbst willen da. Das heißt auch: nicht an die ‚Kraft der Literatur‘ oder dergleichen glauben. Überhaupt nicht an sie glauben. Sie in ihrem Eigensinn nicht einschränken, indem man sie mit Wünschen und Hoffnungen belastet. Wie man halt auch mit jedem anderen Menschen umgehen sollte.“

Verschlungene Pfade

Diesem interesselosen „Eigensinn“ der Literatur lässt „Feierabend eines Fauns“ auf 240 dichten Seiten freien Lauf. Angelika Meier versammelt in buntem Gattungsreigen Alltagsbeobachtungen und Lektüreeindrücke von Nietzsche bis zum ‚großen Gatsby‘, interpretiert Filmklassiker und berichtet in mehreren fragmentierten Erzählsträngen von einer

Angelika Meier

Feierabend eines Fauns

Diaphanes Verlag

240 Seiten

24,00 Euro

Münchener Herrenboutique, in der sich die unterschiedlichsten Lebenswege infolge einer familiären Tragödie kreuzen. Derweil pendelt eine weitere Stimme, die sich in der Polyphonie zu Wort meldet, ernsthaft erkrankt zwischen den Neurochirurgien der Berliner Charité und der Uniklinik Essen, der Ausgang der Krankheit scheint ungewiss. Es sind schwere Schicksale, die Angelika Meier in bemerkenswert leichtfüßiger Prosa entfaltet. Ein Widerspruch zwischen Form und Inhalt ergibt sich daraus aber nicht, im Gegenteil.

„Literatur heißt, der Text interessiert sich nicht für den schlechten oder doch noch geglückten Verlauf eines Lebens. Er kennt den Unterschied gar nicht, er arbeitet ohne Ansehung der Person und ihres Geschicks, wie ein blinder Seher. Aber... sind die nicht immer Scharlatane?“

Fragmentierter Anspielungsreichtum

Vom Scharlatan zum Faun ist es dann bloß mehr ein Bocksprung. Was uns zum herrlichen Titel des Ganzen bringt, „Feierabend eines Fauns“. Denn was genau kennzeichnet oder rechtfertigt überhaupt den Feierabend des mythologischen Waldgeists, wenn sein Tagwerk bereits aus literarischer Wein, Nymphenröcken nachstellen und ausgedehnten Schläfchen besteht? Die Antwort findet sich, wie könnte es anders sein, in der Literatur, im antiken Motiv von Pan und Syrinx, aber auch in Stéphane Mallarmés Monolog „L'Après midi d'un faune“. Wie in Arno Schmidts Kurzroman „Aus dem Leben eines Fauns“ wiederum muss man sich als Leser die Entwicklungslinien von Angelika Meiers Text aus splitterhaften Szenen peu à peu zusammensetzen. Als Kulminationspunkt fungiert dabei eine Bluttat, der Femizid an der drogensüchtigen Marcia Marciniak aus dem oberbayerischen Murnau.

„Sieben Messerstiche im Woyzeck, zwölf Messerstiche im Mord im Orientexpress, im Woyzeck allerdings nur ein Täter, im Mord im Orientexpress eine Gruppe von zwölf Tätern und Täterinnen. Im Fall Maria Marciniak zwölf Messerstiche, allerdings weder ein Täter noch zwölf, sondern zwei Täter, einander gänzlich unbekannt, von denen der zweite zum Zeitpunkt der Tötung des Opfers durch Täter Nummer eins zwölf Jahre alt war und im Zimmer nebenan schlief.“

Ein „kubistischer Erzählfluss“

Dieser vermeintliche zweite Täter ist der Sohn der erstochenen Marcia Marciniak, Friedrich, dem wir schließlich nach München folgen, zum noblen Herrenausstatter Georg Adam, seinem Onkel, der dem Neffen gerne Halt spenden will, doch nicht weiß, wie man das macht. Hauptkommissarin Schnuppe schon eher, sie versucht Friedrich eine Schulter zu sein, doch hat der Junge seinen eigenen Kopf. So etwa ließe sich der dreigeteilte Handlungsbogen in „Feierabend eines Fauns“ skizzieren, der nach wenigen Absätzen stets durchbrochen wird. Durch Fernsehbilder von den Bränden in Los Angeles, Nachrufen auf den Theatermacher René Pollesch oder Frontmeldungen aus der Ukraine – die hereinbrechende Wirklichkeit stoppt per Newsticker immer wieder den Handlungsfortlauf. Doch verleihen gerade diese Störgeräusche dem Text seine Struktur. Nicht von ungefähr nennt der Diaphanes Verlag Meiers „Feierabend eines Fauns“ einen „kubistischen Erzählfluss“. Tatsächlich fungieren all die Livemeldungen und eingestreuten Notate und Aphorismen wie scharf gezogene

Trennlinien zwischen den erzählerischen Versatzstücken. Das Textganze offenbart sich entlang seiner Bruchlinien. Dessen schönste Passagen erinnern verträdelte Berliner Studententage der im Rückblick ach so sorglosen 90er Jahre:

„Auf dem Rückweg zur Stabi machten wir nach einem Espresso im Café Albrecht, das damals noch wirklich in der Albrechtstraße war, noch einen kleinen Abstecher ans Ufer am Weidendamm, hinüber zu den alten Gebäuden der Charité, und immer so weiter. Jahrelang sind wir so durch Berlin Mitte gelaufen, verzweifelt, weil wir nichts hinkriegten, und heiter, weil es viel schöner war zu laufen, endlos zu laufen und zu schauen und zu reden, als etwas hinzukriegen, wie viel schöner, im offenen Kreuzgang verlorenzugehen: Unser Kloster war die Stadt.“

„Feierabend eines Fauns“ dagegen gleicht dem Fresko einer Kathedrale. Dieser vor Einfällen überbordende, in seinen Leitmotiven wild verschränkte Text verdreht einem den Kopf. Er weist gebannt in die Welt, ohne sie uns zu erklären – darin liegt sein großer Trost.